

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 26 (1932)
Heft: 5

Artikel: Der Gott der Verlorenen
Autor: Holzer, Christian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-136284>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Gott der Verlorenen.

I.

Hier ist dein Schemel, dort ruh'n deine Füße, wo die Aermsten und Niedersten, wo die Verlorenen leben. Wenn ich versuche, mich dir zu neigen, kann mein Haupt nicht die Tiefe erreichen, wo deine Füße ruh'n unter den Aermsten und Niedersten, den Verlorenen. Stolz kann niemals sich nähern, wo du umhergehst in den Gewändern der Demütigen unter den Aermsten und Niedersten, den Verlorenen. Mein Herz findet nie seinen Weg dorthin, wo du Freundschaft hältst unter den Freundlosen, unter den Aermsten, den Niedersten, den Verlorenen.

Tagore.

Haben wir auch schon daran gedacht, welcher Mensch zum erstenmal das Wort von der Liebe Gottes gefunden hat und auf welche Weise es geschah? Soviel ich sehe, war es auf dem Gebiet der Bibel der Prophet *Hosea*. Wie ist er dazu gekommen? Er hat ein schlechtes Weib geheiratet, ein Weib, das schon, wo es zum erstenmal genannt ist, als Dirne bezeichnet wird. Ob er das schon wußte, als er sie heiratete (der Prophet tat diesen Schritt auf Gottes Geheiß) oder ob er ihr schlechtes Wesen erst im Verlauf ihrer Ehe an ihrer Untreue entdeckte, kann man wohl nicht sicher entscheiden. Ebenso weiß man nicht recht, wie man die weitere Erzählung zu verstehen hat und ob es dem Propheten gelang, die Frau auf bessere Wege zu bringen. Aber wenn wir den Quellen Glauben schenken dürfen und nicht zu vieles als späteren Zusatz ausscheiden müssen, so scheint mir folgendes festzustehen: Dem Propheten, der nicht aufhören konnte, auch die tief Gefallene, scheinbar hoffungslos Verlorene zu lieben, ist an dieser Tatsache die ewige und unendliche Liebe Gottes aufgegangen. Er mußte sich sagen: „Wenn ich, der kleine Mensch, nicht aufhören kann zu lieben, auch das Wesen, das nicht mehr liebenswert ist, um wieviel mehr muß er, der große Gott, die Menschen lieben ohne Ende und ohne Grenzen! Die Menschen sind verblendet; es scheint keine Aussicht zu bestehen, daß sie noch umkehren. Aber er liebt sie dennoch, mit einer für menschliches Denken unbegreiflichen Liebe; er hört nicht auf, für sie zu hoffen, und er wird sie auch noch — irgendwie — zurückbringen, denn er ist der Mächtige! Jene Verlorene — Gomer, die Tochter Diblaims — nimmt eine bedeutame Stelle ein in der Geschichte der Religion: An ihrer traurigen Existenz ging zum erstenmal einem Menschen der Glaube an die Notwendigkeit und Wirklichkeit einer unendlichen und ewigen Gottesliebe auf.

Noch sieben Jahrhunderte vergehen, dann ist die Zeit erfüllt und wirkt in demselben Lande Nordisrael, wo einst Hosea gelebt, Jesus von Nazareth. Seine Botschaft und sein Werk glauben wir zu kennen; aber beides enthüllt uns, wenn wir's betrachten, immer wieder neue Seiten. Ich erinnere zunächst, meinem Thema folgend, an das

Gleichnis vom verlorenen Sohn. Von den vielen Gleichnissen Jesu ist es das bekannteste und das mit der breitesten Anschaulichkeit erzählt. Der selbstherrlich in die Fremde gezogene Sohn hat dort sein Gut auf die schändlichste Weise verpraßt. Ins tiefste Elend gesunken kehrt er heim und wird vom Vater sofort wieder als Sohn aufgenommen; ja, der Vater bereitet ihm sogar ein Freudenfest. Haben wir eigentlich noch nie Anstoß an dieser Geschichte genommen? Daran, daß der durch alle Laster Hindurchgegangene sogleich ohne jede Prüfung Aufnahme findet, ohne auch nur ein ernstes, mahnendes Wort (zu allererst wenigstens!), daß vielmehr nur die überschwengliche Freude, den Sohn wieder zu haben, das Wort erhält? Einem modernen Dichter ist es eingefallen, den Gegenstand ironisch zu behandeln: Der heimgekehrte Sohn ist innerlich ein Lump geblieben und enthüllt sich in der Folge als solcher. Die Erzählung Jesu gibt uns ja wirklich keinen ganz sichern Anhalt, zu denken, daß es anders gewesen sein *müsse*. Denn daß der Sohn heimrennt, weil er Hunger hat, und daß er ein paar schöne Worte der Selbstdemütigung vor dem Vater spricht, das ist doch noch keine Gewähr für eine Besserung wirklich von Grund aus. Hat der Vater bei der Heimkehr des Sohnes nicht etwas vorschnell gehandelt, und hat der ältere Sohn mit seiner Reklamation nicht doch ein wenig Recht? Oder hat Jesus einen so starken, für menschliche Verhältnisse fast übertriebenen Ausdruck *gebraucht*, um sagen zu können, was er sagen wollte: von der Liebe Gottes, wie sie schon auf den ersten Schritt der Umkehr sich so wunderherrlich offenbaren kann? Ja, gewiß, er hat allen an sich selbst Verzweifelnden, allen denen, die infolge schwerer Schuld, die auf ihnen lastete, um jedes Selbstvertrauen und jeden Lebensmut gekommen waren, wieder Mut machen und ihnen sagen wollen: „Ihr könnt nicht groß genug von Gottes Liebe denken! Sie kann alles bald zurechtbringen, wenn ihr zu ihr kommt!“ Es ist das ewige Erbarmen, das alles Denken übersteigt... Wir können uns nicht ausdenken, in wie vielen Fällen schon dieses herrliche Gleichnis seinen Zweck erfüllt hat, wieviel neuen Mut in Verzweiflung, wieviel Kraft zum Beginn eines besseren Lebens es armen Menschen schon gegeben hat. Nicht umsonst hat die Ueberlieferung es in dieser liebevollen Ausführlichkeit festgehalten, und nicht umsonst hat es immer als eines der Kernstücke des Evangeliums gegolten. Aber bei allem, was uns so lieb und vertraut geworden ist, besteht die Gefahr, daß es uns zu gewöhnlich wird und wir schließlich gar nicht mehr merken, was es uns Erstaunliches sagt.

Eine Bestätigung dieses Erstaunlichen gibt uns Jesu eigenes Verhalten: Seine seltsame Liebe zu den Verlorenen seines Volkes. Eine Reihe bekannter Gestalten tritt uns da entgegen: Es sind die Zöllner und Sünder und Sünderinnen. Es ist uns Christen immer noch nicht genügend aufgefallen, wie befremdlich es ist, daß Jesus für diese

Partei nahm gegen die Frommen, die Guten und Gerechten seiner Zeit. Aber seinen Zeitgenossen ist es aufgefallen, und sie haben gesagt: „Siehe, wie ist der Mensch ein Gefelle der Zöllner und Sünder!“ Er mußte sich deswegen viel Hohn und Verleumdung gefallen lassen; aber er wußte, was er tat. Er hörte nicht auf, den Gefallenen, von der öffentlichen Meinung bedingungslos Verurteilten, die rettende Hand zu reichen und sie mit gütigem und ernst warnendem Wort wieder aufzurichten. So gab er ihnen die Kraft zu einem neuen Leben. Um das Verlorene zu suchen und zu retten, war er ja gekommen!

Zum Zeichen, daß sein dahingehendes Wirken auch in der allergrößten Not nicht aufhört, auch dann nicht, wenn alle irdischen Lebenshoffnungen zu Ende sind, ist uns noch die Geschichte vom *Schächer am Kreuz* gegeben. Bei ihr möchte ich noch verweilen. Wir alle kennen sie. Von den beiden mit Jesus gekreuzigten Verbrechern verspottet ihn der eine; der andre dagegen verweist es ihm und bittet Jesus, seiner zu gedenken. Dieser gibt ihm die Zusage: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein!“ Gewöhnlich wird diese Geschichte zu etwas ganz Unrichtigem verwendet: Es wird eine abgrundtiefe Kluft gezogen zwischen den beiden Schächern; der eine war bußfertig und konnte noch gerettet werden, der andre war unbußfertig und ist darum der für immer Verworfenen. Wenn ich daran denke, welche körperlichen Qualen die beiden am Kreuze auszustehen hatten, daß der eine, der sogenannte Gute, diese Qualen vielleicht noch besser ertrug als sein Kamerad, weil er stärker war, so erscheint mir diese absolute Scheidung ziemlich töricht. Die beiden standen wohl gar nicht so weit voneinander: Nur hatte der eine noch die Kraft, sich über die Schmerzen zu erheben, und der andre nicht mehr, so daß er in die Verzweiflung versank. Unvergeßlich sind *Albert Steffens* ergreifende Ausführungen zu dieser Szene: Zwei Männer haben am Fuß des Hügels Golgatha gestanden und alles gesehen und sind dann auseinandergeschieden. Da kommt's dem einen in den Sinn, daß der unbußfertige Schächer der Bettler war, dem er vor ein paar Tagen mit harten Worten eine Gabe verweigert hatte. Er muß sich sagen: „Wäre ich freundlicher zu ihm gewesen, so wäre er vielleicht nicht zum Mörder geworden, hinge jetzt nicht am Kreuze und wäre nicht verzweifelt!“ Er kann keine Freude und Ruhe mehr finden. Nach drei Tagen trifft er seinen Freund, der mit ihm auf Golgatha war. Der ist auch in einer furchtbaren Verfassung; denn er hat die Entdeckung gemacht, daß jener selbe Mörder einst mitarbeitete an dem schönen Haus, daß er sich erbaut und darin er behaglich und schön zu leben gedachte. Da war es ihm unmöglich, länger in diesem Haus zu wohnen; er hat es für immer verlassen. Und die beiden Männer schließen einen Bund, niemals selig werden zu wollen und niemals den andern in die schönen Geistesländer nachzufolgen, sondern bei

dem Mörder in der Finsternis zu bleiben so lange, bis auch der gerettet wird und zum Lichte kommen kann. Wie sie sich aber die Hände reichen, steht ein Dritter, den sie nicht kennen, neben ihnen und spricht: „Lasset mich mit in eurem Bunde sein: Nie wollen wir uns von der Erde abwenden, wenn nicht der Letzte mit uns kommen kann.“ Als sie ihre Hände in die des fremden Mannes legen, sehen sie, daß diese durchstoßen sind, und sie erkennen den Herrn . . . Ja, gewiß: Derjenige, der das Wort zum andern Schächer hat sagen können, der dem Unglücklichen, der einfach aus tiefster Not heraus einige hilfeflehende Worte an ihn gerichtet hatte, die herrliche Zusicherung geben konnte: „Heute wirst du, blutbefleckter Mörder, gefunkener Verbrecher, mit mir im Paradiese sein!“ . . . hat sich auch von dem andern nicht für immer abwenden können.

An anderer bedeutungsvoller Stelle des Evangeliums begegnen uns dann nochmals, wie mir scheint, die Verlorenen: Bei dem grandiosen Bild vom *Weltgericht*. Unter den geringsten (wörtlich: den kleinsten) seiner Brüder, an deren Seite sich da Jesus so unbedingt stellt und von deren Behandlung er abhängig macht, ob ein Mensch in den Himmel oder in die Hölle kommt, sind zunächst wohl freilich die geringsten und ärmsten unter den Gliedern der christlichen Gemeinde gemeint, die in Not, besonders in der Not der Glaubensverfolgung sind. Aber wenn da Hungernde, Kranke, Gefangene ohne jede einschränkende Bezeichnung aufgezählt werden, wer wagt, irgendwelche Grenzen zu ziehen? Es ist das Elend der Welt überhaupt, das in diesem gewaltigen Schlußbild der Weltgeschichte in Erscheinung tritt, und Christus, der Heiland, steht da vor uns als der Bruder aller Elenden: Er hat alles Leiden der Menschen zu dem seinigen gemacht; er trägt es und nimmt es dadurch hinweg. Wenn aber die Christen gesinnt sein sollen, wie er gesinnt war, wenn sie seine Nachfolger sein sollen, so müssen sie das Gleiche auch tun, soweit als sie nur irgend können (Christus will ihnen dazu helfen!). Als das in letzter Linie Entscheidende steht diese große Aufgabe vor den Christen und vor der Christenheit. „Was ihr getan habt einem meiner geringsten Brüder unter denen, die verloren gehen, das habt ihr mir getan; was ihr einem solchen nicht getan habt, das habt ihr mir nicht getan.“

Nun ist das Licht, das Licht des Evangeliums für die Verlorenen, so hell angesteckt, daß es nie mehr ganz ausgelöscht werden kann. Bei Jesu Tod ist es noch am überwältigendsten aufgeflammt. Denn jene Menschheit, die das Kreuz von Golgatha aufgerichtet und die vor dem Kreuz brüllt und hohnlacht, das ist doch eine verlorene: Sie hat den Heiligen Gottes, ihre einzige Rettung, von sich gestoßen und getötet. Und die göttliche Antwort darauf? Die ist Liebe, verzeihende Güte, nichts anderes. Mit dem Wort des Lebens antwortet er auf das Tötliche, Höllische, das sie getan.

Etwas davon geht auf die ersten Christengemeinden über. Sie

haben sich der Menschen aus den untersten Schichten der menschlichen Gesellschaft angenommen, um die sich bisher niemand gekümmert hatte. In ihre Reihen traten manche ein, die von der Gesellschaft aufgegeben waren. Eine Gemeinschaft, wie sie uns in der ersten Christengemeinde von Jerusalem geschildert wird — Ein Herz und Eine Seele —, hat natürlich die Kraft, solche zu halten, die sonst, auf sich allein gestellt, verkümmert und verdorben wären.

Jetzt steigt vor meinem Auge eine Gestalt auf, kein verkommener, tiefstehender Mensch diesmal, sondern einer, der sich mühte um Gottes Gebote wie kaum jemand; aber einer, der aus Treue gegen die heiligen Ueberlieferungen der Väter Jesus und seine Sache haßte wie wenige: Ein fanatischer Verfolger der ersten Christengemeinde. Also einer, der gründlich verloren war für Jesu Sache. Und an ihm hat Jesus Christus seine Macht über Menschen, auch über solche, von denen man es am wenigsten geglaubt hätte und von denen scheinbar gar nichts für ihn zu erwarten war, gezeigt wie an wenigen. Er hat — durch einen Gewaltstreich, möchte man sagen — den Mann ganz — mit Leib und Leben, mit allem, was an ihm war — zu dem Seinigen gemacht, daß er, *Paulus* von Tarsus, zum größten aller Verkündiger Christi geworden ist, die bis heute gelebt haben. Seine ganze widerchristliche Vergangenheit mußte ihm dazu dienen, seine Kräfte für Christus nur um so mehr anzuspannen, um so unermüdlicher zu gebrauchen, um, wenn es möglich wäre, das Furchtbare wieder gut zu machen, was er einst gefehlt. Denn wie der Schmerz einer unvernarbten Wunde war es ihm, daran denken zu müssen, daß er einst den geliebten Meister, der ihm jetzt alles war, verfolgt hatte. Gegen das brennende Bewußtsein davon konnte ihm nur eines, eines helfen: Tag und Nacht sich mühen für ihn! Je größer einst die Feindschaft, der Haß gewesen war, desto heißer und feuriger mußte jetzt die Liebe sein, desto unablässiger der Dienst, um jeden, auch jeden Zweifel auszutilgen an die tiefste Reue, die völlige Umkehr, die stattgefunden! Wer kann wohl ermessen, in wie großem Maße die Tätigkeit des Paulus ihre Einzigartigkeit — ihre tiefe Glut, ihr ewig weiterdrängendes Wirken, dem erst Gefängnis und Märtyrertod eine Grenze setzte! — erhalten hat dadurch, daß sie den Kontrast gewinnen mußte zu einer dunklen, schmerzlichen Vergangenheit? Das war wie ein vorwärtstreibender Stachel. Nie konnte des Paulus Gefühl ganz befriedigt sein: Immer mußte er, wie er uns bekennt, sich ausstrecken — jagen — nach dem vor ihm Liegenden. Niemals konnte ja seine Dankeschuld abgetragen sein! Auch er ist uns ein Beweis dafür, daß Gott aus dunklem Erdreich, dem Reich der Verlorenheit, noch seine größten Kräfte ziehen und seine auserlesensten Werkzeuge sich bilden kann.

Leider ist dann nach den ersten großen Jahrhunderten das Christentum stark heruntergekommen ins bloß Menschliche, Allzumensch-

liche, aber etwas von der Kraft des Evangeliums auch in den Verlorenen ist als mehr oder weniger bewußte Ahnung dennoch erhalten geblieben. Ich denke an *Augustin*, der aus einem Sohn vieler Tränen, freilich auch vieler Gebete, seiner bekümmerten Mutter zum größten aller Kirchenväter wurde. Ist er gleichsam ein passives Zeugnis für die Macht der Gottesliebe, so haben wir ein noch größeres aktives an *Franz von Assisi*: Das Volk erzählte sich die wunderbarsten Dinge darüber, was die milde Güte dieses Heiligen zur Rettung von verlorenen Menschen vermochte. Wir dürfen uns ferner an den tiefen Sinn der mittelalterlichen Wohltätigkeit erinnern: Der Bettler, der Sieche und der Krüppel waren sozusagen notwendig, um in den Himmel zu kommen, und jede ihnen erwiesene Hilfeleistung, auch die allerkleinste, war darum wichtig und heilig. Das war freilich sehr unpraktisch, und eine furchtbare Demoralisation und Entartung der Frömmigkeit ins rein Aeüßerliche waren die schließliche Folge. Aber solange auch nur ein wenig Ernst dabei war, zittert doch da etwas nach von der Stimmung von Matthäus 25, von jener Stimmung, in der die Angst vor dem Weltgericht sich verbunden hat mit dem Wort: Was ihr getan habt einem unter meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan. Wir kennen das heute so nicht mehr. Aber es ist damit wie mit so manchen verschwundenen Erscheinungen der Vergangenheit: Mit ihrem Schlechten ist auch ihr Gutes verloren gegangen.

Wir wenden uns den letzten Zeiten zu. Im 18. Jahrhundert, der Zeit des Pietismus und der darauffolgenden Aufklärung, vollzieht sich eine große Veränderung. Am Rande der Gesellschaft zeigen sich immer deutlicher und bedrohlicher ihre Entgleisten und Verlorenen. Sie treten wieder in den Gesichtskreis der Christenheit, und man fängt von neuem an, sich auf die Pflicht ihnen gegenüber, dieses Wesentliche des Evangeliums, zu besinnen. Nachdem die „Glaubensstreitigkeiten“ ausgetobt und ausgewütet haben (in Wirklichkeit handelte es sich ja dabei in den seltensten Fällen um das, was den Namen „Glauben“ in der Tat verdient) und während die Ketzereien und schließlich auch die Hexenverbrennungen langsam am Horizont verschwinden, kann in diesem Zeitalter die rettende Liebe, die nach dem Verlorenen sucht, wieder freier ihr Amt antreten. Es ist die Stunde der großen Pietisten und Philanthropen, deren Tätigkeit ja ziemlich bekannt ist. Ich möchte mich darauf beschränken, auf eine ganz große Gestalt, die in dieser Zeit wirkte, hinzuweisen, auf unsern *Heinrich Pestalozzi*, diesen wunderbaren Menschen, der so ungefähr alle fruchtbaren Gedanken der Folgezeit bis in die Gegenwart herein schon vorgeahnt und vorgedacht hat aus seinem Herzen voll Liebe heraus. Gegen die Strafmethoden der bürgerlichen Gesellschaft hat er — vor nunmehr 150 Jahren! — seine Stimme erhoben in einer erschütternden Schrift über den Kindermord. Er stellt darin sehr

radikale, zum größten Teil auch heute noch nicht durchgeführte Forderungen an die Strafjustiz im Sinn ihrer völligen Umgestaltung ins Humane. Die Folgen der Liebe *müssen* nach ihm Dank und Besserung sein; der Elende kann durch wahre Hilfe zu reineren und edleren Gesinnungen und Grundfätzen gebracht werden. Statt der roh zugreifenden sogenannten Gerechtigkeit ist ein tief eindringendes, liebevolles Verständnis nötig. Das ist in Wirklichkeit eine Umkehr zum längst vergessenen Evangelium, zur Methode Jesu gegenüber den Sündern und Sünderinnen. Wie ergreifend ist Pestalozzis Hilfeschrei für den armen Menschen, der eigentlich gut ist und das Gute will: „Wenn er böse ist, so hat man ihm sicher den Weg verrammelt, auf dem er gut sein wollte. O es ist ein schreckliches Ding um dieses . . . den Weg verrammeln!“ Keine Rücksicht auf dogmatische Korrektheit soll uns daran hindern, die Wahrheit dieser flammenden Worte zu empfinden und die Schuld unsrer Gesellschaft, auch unsrer christlichen Gesellschaft, jenen armen Menschen gegenüber, die so gern gut sein möchten, aber das Gute nicht finden können. Oder hat die Christenheit diesen Schrei schon genügend gehört?

Dann ist das 19. Jahrhundert gekommen. Es hat die allergrößten äußerlichen Veränderungen gebracht im Anlitz der Menschheit, die ungeheuerlichsten, bis heute noch nicht abgeklärten Umwälzungen und die schwersten, bis heute noch nicht beantworteten Fragen. Jener bedrohliche Rand um die menschliche Gesellschaft — die Sphäre der Verlorenen und Entgleisten — ist er nicht immer größer geworden? So dringend wie noch nie stellt sich uns heute die Frage nach dem Evangelium für die Verlorenen. Aber wir haben im Hinblick darauf nicht nur Anlaß zur Klage: Dieses wegen seiner Glaubensarmut gescholtene Jahrhundert hat uns ein ganz anders weites und großes Verständnis des Evangeliums gebracht, als es vielleicht irgend eine frühere Zeit hatte. Nur kurz weise ich auf die Verkündigung der beiden *Blumhardt* hin. Die Hoffnung auf das Reich Gottes, die sie wieder auf den Leuchter stellten, ist nichts anderes als die Hoffnung auf die kommende Kraft Gottes, die sich an der *ganzen* Welt, auch ihren bisher verloren gegebenen Teilen, mächtig erweisen muß und erweisen wird. Ich führe einige Worte des jüngern *Blumhardt* an, die dieses Evangelium mit jubelnder Freude in die Welt hinausrufen:

„Es ist *alles* geliebt, weil Jesus geboren ist; alle miteinander sollen sich geliebt fühlen, und kein einziger Mensch soll sich verworfen fühlen . . . *alle* Kreaturen sind die Geliebten, weil Jesus geboren ist. Der Jesus hat an alle sein Recht, das Recht des Liebens und des Erbarmens Gottes; das ist das Christusrecht an alle Menschen und jede Kreatur. Dem darf nicht ein Haar breit weggenommen werden; kein Mensch, keine Sünde, kein Tod, kein Teufel darf dem Christus auch nur ein Fädelein in dieser Welt wegnehmen; alles ist des Christus geworden und eben damit auch der Liebe des Vaters im Himmel. . . . O wollte Gott, daß diese Stimme den Verlorenen zukäme! . . . O betet, daß diese Stimme wieder gehört wird; betet, daß dieser Stimme wieder *geglaubt*, daß der *Liebe* geglaubt wird und nicht dem Tod, dem *Frieden* und nicht der Hölle, daß dem *Guten* geglaubt wird, weil Jesus lebt.

Meinen letzten Blutstropfen will ich einsetzen, damit endlich Jesus, der Auferstandene, zu allen Kreaturen kommen kann, daß kein falscher Prophet mehr irgend einer Seele den Weg zum Vater im Himmel schwer machen kann und darf... Christus ist die Liebe Gottes zur Welt, zur ganzen Welt!“

Das sind Worte des Glaubens. Glaube ist nämlich immer etwas Kühnes: Um einen andern Glauben gebe ich nicht viel.

Dem, was diese beiden Männer an Evangelium, d. h. eben an Freude, die *allem* Volk widerfahren wird, verkündet haben, antwortet auf der andern Seite das Lebenswerk und der Lebenskampf einer Reihe von großen Christen der Tat, wie sie wohl kaum ein anderes Zeitalter aufzuweisen hat. Dieses 19. Jahrhundert ist trotz allem doch auch das Jahrhundert der Liebe und damit auch ein Jahrhundert des Glaubens geworden: Denn die Liebe ist der stärkste Beweis des Glaubens. Wer sind die Retter des Christentums im 19. Jahrhundert gewesen? Nicht die großen Theologen, seine theoretischen Verteidiger (gegen deren Wert ich übrigens nichts sagen will). Seine entscheidenden Retter waren jene „*Menschen der Liebe*“ (die etwa in dem so genannten herrlichen Buche von Karl Nötzel dargestellt sind, aber noch viele andre dieser Art). Ich nenne die bekanntesten von ihnen: Gustav Werner, Hinrich Wichern, Friedrich Bodelschwingh, Thomas Barnardo, William Booth, Elisabeth Fry, Josephine Butler, Mathilda Wrede. Also diejenigen, deren Tätigkeit sich auf die Verlorenen erstreckte, seien es nun verwahrloste Kinder, die „Brüder von der Landstraße“, die Gefangenen oder die ins Laster Gefunkenen (ins Laster des Alkoholismus oder des Sexualismus; beide gehen ja immer Hand in Hand). Von einer dieser Gestalten, einer besonders großen und wuchtigen (die in Nötzels Buch fehlt), möchte ich noch besonders reden.

Von *William Booth*, dem Gründer der Heilsarmee. Zuerst ein bezeichnendes Wort aus seinem Mund.

„Gnade! Hast du das Wort gehört? Hast du seine Macht gespürt? Gnade! Kannst du seine verborgene, unergründliche Bedeutung beschreiben? Gnade! Laß alle Winde diesen Laut hinaustragen! Gnade! Ruf es hinaus in deine Umgebung, bis es keine unvergebene Sünde, keine Befleckung, keinen von der Hölle gezeichneten, ungereinigten Geist, keinen Unheiligen mehr gibt! Bis es keine Spur des auf der Welt lastenden Fluches, kein Leid mehr gibt, das nicht gelindert, keine Träne, die nicht getrocknet worden wäre. Bis die Welt mit Heil überschwemmt ist und alle Menschen sich in seinen lebenspendenden Strom tauchen.“

Um es dazu zu bringen, wandten er und, ihm folgend, die von ihm gegründete Heilsarmee besondere Mittel an, die die Menschen herbeiziehen, unter allen Umständen aufmerksam machen sollten. Uns ist dieses äußerliche Wesen unsympathisch, aber wenn es wirklich um eine so folgenschwere Entscheidung geht, wie die Christenheit zu glauben vorgibt, ist da nicht eine heftige Geste, ein gellender Ton eigentlich viel begreiflicher und viel mehr am Platze als der höfliche und stille Anstand der Christen im allgemeinen, die die

andern Menschen scheinbar ganz seelenruhig können ins Verderben laufen sehen? Ist eine solche Haltung wirklich „christlich“? Spricht sie nicht vielmehr den einfachsten Begriffen der Menschlichkeit Hohn? Und dabei gibt man vor, an die Liebe Gottes zu glauben und in dieser Liebe zu wandeln? Es ist mit Recht gesagt worden, unsere Kirche müßte etwas vom Sinn der Heilsarmee annehmen. Das könnte ja in einer freieren Art geschehen, nicht mit den bisher dort angewandten pietistischen Methoden. Aber etwas von der angreifenden Aktivität der Heilsarmee sollte ganz gewiß sich der Kirche bemächtigen. Sollte die christliche Gemeinde nicht überhaupt eine Armee des Heils sein? Armeen des Unheils, des Todes gibt es genug auf Erden: Hat die christliche Kirche nicht die Bestimmung, ihnen als eine Armee des Heils in der Kraft Gottes entgegenzutreten? William Booth konnte den Anblick der unaufhörlichen Leiden der Menschheit nicht ertragen und wurde durch die Trägheit und Gleichgültigkeit der Kirche zur Entrüstung getrieben. Nach seinem Empfinden schrieb die entsetzliche Not der Armen zum Himmel. Aus seiner flammenden Empörung darüber, daß man es duldet, daß Männer obdachlos die Nacht unter den Brücken auf dem Steinboden zubrachten, gingen die Ursprünge des großen Sozialwerks der Heilsarmee hervor. Den Höhepunkt seines weltumfassenden Wirkens erlebte Booth, als er 75 Jahre alt war. In dieser Zeit befaßte er sich noch mit der Hoffnung, die ganze Welt zu bekehren.¹⁾ Er, der die Schwärmerei haßte, behielt freilich diesen Traum fast ganz für sich und sprach nicht viel von seinem dahingehenden Hoffen und Beten. Aber ohne Zweifel hat er im Geheimen vor Gott dieses letzte gewaltige Verlangen seiner Seele ausgeschüttet und eben darum mit immer zunehmender Zähigkeit sich ans Leben geklammert, um noch die Erhörung seines Flehens zu erleben und seinem Meister noch auf dieser menschlichen Erde der Sorgen und Tränen zu Füßen fallen zu können. Denn Gottes vollkommener Sieg auf Erden fiel für ihn zusammen mit der Wiederkunft Christi (wieder muß man da an die beiden Blumhardt denken). Ueberhaupt hatte er einen unendlichen Willen zur Aktion: Die recht verstandene Hoffnung auf Gott und sein Reich macht den Menschen nicht untätig, sondern entfesselt vielmehr seine stärksten Energien. So wollte Booth nicht nur in diesem, sondern auch im nächsten Leben wirken für die Mehrung der Ehre seines Herrn und für das Wohl besonders der Geschöpfe, die sich am wenigsten selber helfen können. Kurz vor seinem Tode sagte er: „Ich gehe jetzt ins Trockendock zur Reparatur.“ (Das ist allerdings etwas anderes als das Denken derjenigen Christen, die nur so schnell wie möglich aus dieser Welt der Verlorenheit weg nach der Ruhe des Himmels ver-

¹⁾ Merkwürdig, daß solche großen Geister wie Paulus, Blumhardt, Booth solche „schwärmerischen“ Hoffnungen hegen können, über die wir andern „nüchternen“ Menschen lächeln müssen! Aber einst werden sie, die Propheten, Recht behalten. . .

langen.) Noch eine kurze, für die Heilsarmee bezeichnende Anekdote: Während einer Hilfsaktion in einer bedrängten Stadt sammelten alle Geistlichen der verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften ihre Leute, ein jeder diejenigen, die zu seiner Kirche gehörten: „Wer zu meiner Kirche gehört, der folge mir!“ Der Vertreter der Heilsarmee aber rief: „Burschen, ihr alle, *die ihr zu niemand gehört*, folgt mir nach!“ Ist das nicht schön und dem Evangelium am meisten entsprechend? In den Ruhepausen seines höchsten Alters träumte Booth seinen Traum von der Welteroberung weiter; er träumte von einer Welt, die frei von Sünde sei; er wollte die ganze Welt retten. Und unter Rettung verstand er nicht nur die Rettung vor der Hölle, sondern Rettung vor allen Folgen eines schlechten Lebenswandels, ebenso vor Armut, Mutlosigkeit und Angst. Ihn jammerte die ganze irrende Menschheit, vor allem auch das Schicksal der unschuldigen Kindlein in den Großstädten. Das raubte ihm seine Ruhe, daß er, auch als er körperlich sehr leidend geworden war, nicht still bleiben konnte. Lieber Leser, das war ein Mann, in welchem, mag er im einzelnen gedacht haben, wie er wolle, die Gesinnung Jesu Christi in seltener Kraft lebte. Seinem Sohn und Nachfolger hat er sein Werk übergeben, wie ein König sein Reich übergibt, und als letztes Vermächtnis legte er ihm die Sorge für die Obdachlosen ans Herz. Eines seiner letzten Worte vor seinem Tod war (wieder denken wir an Blumhardt): „Die Verheißungen Gottes sind gewiß.“ Einst hatte er gesagt: „Solange Frauen weinen, wie sie jetzt tun, will ich kämpfen. Solange kleine Kinder hungrig umherlaufen, wie sie es jetzt tun, will ich kämpfen. Solange Männer ins Gefängnis gehen, hinein und heraus, wie sie es jetzt tun, will ich kämpfen.“ Er hat sein Versprechen gehalten! Mögen die einzelnen Mittel der Heilsarmee in vielem unzulänglich und gegenwärtig veraltet sein... in der Richtung dieses Geistes, der kämpft und hilft und rettet, geht es jedenfalls vorwärts.

II.

Ich bin am Schluß meiner geschichtlichen Skizze angelangt. Was wollte ich damit? Was soll es heißen, wenn ich von einem Gott der Verlorenen rede? Einfach dieses, daß Gottes Macht ohne Grenzen und Schranken ist, daß sie über alles weit hinausreicht, was unser kleines menschliches Denken und Urteilen noch für möglich hält: *Alle gehören zu Gott!* Ich lasse mich nicht ein auf eine Erörterung der metaphysischen Frage, ob alle Menschen gerettet werden, sondern sage einfach: Die Richtschnur unfres Verhaltens muß die Wahrheit sein: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde!“ Jesus zeigt uns auch, daß einem jeden geholfen werden kann, sobald er umkehrt. Eine jede Einstellung, ein jedes Verhalten, die aus einem andern Gesichtspunkt herausgehen als demjenigen, daß alle gerettet werden müssen und auch gerettet werden könnten, ist falsch und un-

christlich. Müßte danach die Aktion der Christenheit nicht *ganz anders* auf *alle* gerichtet sein, als sie es jetzt ist? Ihr sagt: „Die und die sind rettungslos verloren.“ Es mag zutreffen; aber wenn ihr es sagt und ihr fühlt nicht, *daß ihr selber mit schuld daran seid*, weil ihr eine innere Verpflichtung allen gegenüber habt, dann ist es kein christliches Denken. Wozu haben wir die Kraft des Evangeliums? Wozu ist sie schon fast zwei Jahrtausende wirksam auf Erden? Weichen die Christen nicht zurück vor dem *Ganzen* ihrer Aufgabe, vor dem Letzten und Größten? Gottes Wille ist auf alle gerichtet, er muß seine Kraft an allen wirksam erweisen. Frühere Zeiten haben von einer doppelten Prädestination (Vorherbestimmung durch Gott) sprechen können, von einer zum Leben und einer zum Tode. Schon für das allgewöhnlichste christliche Fühlen ist dieser Gedanke heute zu etwas ganz Unerträglichem und Unmöglichem geworden. Eine solche doppelte Prädestination, wie Paulus und die Reformatoren sie lehrten, ist für uns nicht mehr Wahrheit. (Damit sage ich nichts gegen die tiefen Beweggründe zu dieser Lehre. In dem, was ein Paulus und die Reformatoren lehren, ist natürlich immer eine Wahrheit. Aber in der Starrheit, in der dort jene Lehre gemeint zu sein scheint, kann sie niemals für uns gelten.) Dann gibt es also nur noch *eine* Prädestination: die zum Leben. Gottes Wille ist die Rettung aller! Wir aber sollen die Werkzeuge dieses Gotteswillens sein, und im Evangelium mit seiner Liebes- und Glaubenskraft haben wir das Mittel dafür, an diese Aufgabe heranzutreten. Gestalten wie diejenigen, die ich genannt und zum Teil geschildert habe, zeigen uns auch, daß die Christen es könnten, daß noch ein ungeheures Reservoir von Kräften aufgespeichert ist im Evangelium. Aber heute gilt noch vielfach das Wort von dem Schatz, der im Acker *verborgen* ist: Wer hebt ihn endlich, daß die staunende Welt seinen Wunderglanz vollkommen schaute?

Die Not gerade der heutigen Welt ist groß. Sie ist darum so groß, damit wir die Notwendigkeit der Hilfe Gottes, der großen Hilfe Gottes selber, um so intensiver spüren. Darum dürfen wir auch sagen: Gerade durch diese Not ist Gott vielleicht unfremd Geschlechte näher, als er irgend einem früheren Geschlechte war. Wird es uns heute schwerer, zu glauben? Zu glauben für unfre arme, verlorene Welt? Gewiß! Aber daß es uns schwerer wird, das sagt uns gerade, daß wir einen größeren und stärkeren Glauben nötig haben, als er bis jetzt unser eigen ist. Die Verlorenen in der verschiedensten Gestalt sind als Zeichen der Entscheidung an den Weg der Christenheit gestellt. Verschwende sie keine Zeit mehr damit, zu klagen über diese Erscheinung, sondern sage sie sich einfach, daß sie uns von Gott als Aufgabe an den Weg gestellt ist. Und solange diese Aufgabe nicht gelöst ist, werden wir durch sie an unfre Schuld gemahnt und wird uns zum Bewußtsein gebracht, daß noch ein Mangel besteht in

unfrem Christentum. Wenn ich mir so oft sagen muß im Blick auf einen Menschen, der verkommen ist oder unter der Last seines Uebels verzweifelt: „Ach, daß ich dir nicht helfen kann!“ ... muß ich mir nicht dazu sagen: „Eigentlich sollte ich, als Christ, dir helfen können; wenn ich das wäre, was ich sein sollte, könnte ich es!“ Wenn uns auf solche Weise diese armen Menschen daran erinnern, daß unfre Glaubenskraft noch um vieles wachsen muß, sind sie uns dann nicht nötig? Nicht nur wir sollen ihnen helfen, auch sie helfen uns zu etwas. So bedient sich Gott auch ihrer als ihrer Werkzeuge, wie wir schon ganz am Anfang sahen.

Ueberhaupt, was spreche ich von den Verlorenen, als ob das eine so ganz bestimmt abgegrenzte Klasse von Menschen wäre! *Wir alle* stehen doch in Gefahr, zu denen zu gehören oder unter die zu kommen, die verloren gehen. Vor einiger Zeit stand im „Kirchenblatt“ ein Wort, das mich sehr freute: „Christus bedeutet nicht „Aufruf an die Guten“, sondern Rettung der Verlorenen.“ Das bezeichnet die Situation für uns alle. In einem neueren Buch von Anna Schieber steht die Geschichte einer Frau, die eine Schuld durchs Leben tragen muß. Sie hat etwas begangen, wodurch freilich nicht das Wohl von Menschen in Mitleidenschaft gezogen wurde, das aber doch vor den Menschen, wenn es jemand wüßte, als ein Verbrechen gegolten und ihr die Ehre geraubt hätte. Sie trägt um so schwerer an dieser verborgenen Schuld, als sie äußerlich vor den Menschen tadellos und aufs höchste geachtet und geehrt dasteht. Vor ihrem Tode bittet sie ihren Sohn, bei ihrem Begräbnis nur ein Bußgebet sprechen zu lassen; das sei vielleicht das einzige Gute an ihr, daß sie sich nicht besser vorkomme als irgend ein anderer Mensch, er sei, wie er wolle. Ich meine, das Gefühl dieser Frau, das „sich nicht besser vorkommen als irgendwer“ müßte uns allen eigen werden. Und sind wir dann so „arm am Geiste, voll Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit, trauernd über uns selber“, so tritt das Evangelium an uns heran mit dem siebenfachen „Selig! Selig!“ Sehen wir nicht mehr auf uns selber, so finden wir *den Gott, der die Verlorenen rettet, den Gott, der aus dem Nichts seine Welt schafft, der aus der Finsternis das Licht hervorrufft, den Gott des Wunders und der Allmacht, der auch das Unmögliche möglich macht.*

Haben wir den gefunden, so können wir auch andern Menschen innerlich helfen. Eine der Aufgaben von uns Christen sehe ich darin, den Menschen Mut zu machen, großen Mut! Wir sollen den innerlich Leidenden und Verzweifelnden sagen, daß auf den ersten Schritt der Umkehr hin Gott bereit sei, mit all seinem Reichtum und seiner Kraft zu ihnen zu kommen. „Lauter Glaube, Lust und Liebe, Kraft in Gott sollen wir sein,“ sagte Blumhardt. Ist uns das schon selbstverständlich? Nun, ich möchte nur betonen: Wir müssen's *aus dem Tiefsten* holen, wenn wir Gedrückte aufzurichten haben, und wir

können's auch aus dem Tiefsten holen, denn unser Gott ist der Gott der Verlorenen!

Wir richten unfre Augen auf die arme Welt der Gegenwart mit ihrer tausendfachen Verlorenheit. Wir tun es mit starkem Vertrauen und großer Hoffnung: *Gott wird dieser Welt helfen, denn es ist seine Welt!* Fürchten wir uns nicht, das auszusprechen, trotzdem wir wissen von dem Sumpf ihrer Laster, von ihrer unübersehbaren materiellen und geistigen Not (man braucht nur an die Millionen Arbeitsloser und Hungernder zu denken), trotzdem wir wissen von der Gefahr des Völkerkrieges und der noch größeren des Bürgerkrieges. Er ist der Mächtige auch in unserer Zeit und wird noch die großen biblischen Verheißungen erfüllen, die von der erwachenden Sehnsucht der Völker und von der Ausgießung seines Geistes auf alles Fleisch, vom Bund zwischen ihm und den Menschen und vom Friedensreich! „Die Verheißungen Gottes sind gewiß“, sagte William Booth. Aber Gott braucht uns. Wenn wir sonst gar nichts tun könnten, so braucht er unsern *Glauben*: Wir dürfen wissen, daß schon der wichtig ist und etwas beitragen kann zur Rettung der Welt.

Mit dankbarer Freude anerkenne ich, was im Anschluß an das Werk jener Großen, von denen ich redete, zur Rettung der Verlorenen getan wird in der Christenheit. Ich denke z. B. an die Heime, wo die verlassenen Kinder aufgenommen werden; ich denke an die Arbeit der den gefunkenen Trinkern nachgehenden Blaukreuzagenten (gewöhnlich sind es selber gewesene Trinker, darum können sie's am besten: das ist ganz folgerichtig nach allem, was ich hier ausgeführt habe). Ferner an jene christlichen Führer, die zu den Arbeitern, den Sozialdemokraten gehen, dafür freilich von vielen Christen mißverstanden oder gar beschimpft werden; diese letzteren scheinen nicht daran zu denken, daß Jesus nicht zu den Frommen und Kirchlichen ging, aber zu den Zöllnern und Sündern. Weiter erinnern wir uns an die Mission, durch welche in unserer Zeit viele Nichtchristen zu Christen werden, wahrscheinlich zu besseren Christen, als wir im alten Europa es sind, weil sie in der ersten Liebe stehen; auch an die ärztliche Mission denken wir, welche die fremden Völker aus ihrem Krankheitselend zu reißen sucht. Und noch vieles andere könnten wir nennen! Es ist alles recht, wenn es ohne Selbstgerechtigkeit und Machtinstinkte, einfach im Geist des selbstlosen Dienenwollens, geschieht. Freilich will es uns wie nichts vorkommen all dem Elend gegenüber. Darum hoffen wir auf Gottes noch größere Kraft, auf sein *Reich!* Diese große Erwartung für unfre ganze arme verlorene Welt macht uns stark und froh. Wir glauben an Gottes Wirken gerade dort, wo wir am wenigsten können, wo alle menschlichen Hilfsmittel und Hoffnungen zu Ende sind. Zu furchtbaren Entscheidungen, zu letzten Kämpfen scheinen sich die Weltereignisse zusammenzuballen. Seien wir ruhig: Es geht heute um alles, aber *Gott*

wird alles gewinnen! Keine Nacht ist ihm zu dunkel. Er schafft jetzt aus dem Tiefsten und wird seinen verlorenen Sohn, die Menschheit, doch noch retten, einen Brand aus dem Feuer!

Ich habe früher einmal in einem Kreis von Menschen einige dieser Gedanken geäußert. Jemand antwortete mir: „Ja, *wir* haben doch nicht gerade diese Aufgabe an den Verlorenen; nicht dieses Schwerste wird von uns verlangt; unfre Aufgaben, denen wir zu genügen haben und mit unfren Durchschnittskräften zu genügen imstande sind, sind zum Glück leichter.“ Das ist ja ganz richtig. Es müssen Berufene sein, die diese Aufgabe angreifen, und *Gott* beruft sie; so ist es immer gewesen, und so wird es immer sein. Gott allein kann die Kräfte dazu geben, wie er sie jenen großen Helden des Glaubens und der Liebe gegeben hat, daß sie das werden konnten, was sie wurden. Ohne diese Voraussetzung muß dem Menschen bald der Atem ausgehen. Ins Unendliche wächst ja schon die Aufgabe an einem einzigen verlorenen Menschen! Aber sind wir (ich rede von uns Christen überhaupt) ausgeschlossen von der innern Teilnahme an diesen Dingen, wenn wir nicht gerade einen speziellen Beruf an den Verlorenen haben? Ich glaube, genügend gezeigt zu haben, daß das nicht sein kann. Wenn's nur wegen des einen wäre, uns zu zeigen, daß wir noch in den allerersten Anfängen unfres christlichen Werdens stehen! Aber es ist noch etwas anderes. In demselben feinen Büchlein, dem ich schon ein Beispiel entnommen habe, erzählt Anna Schieber von einer jungen Sonntagschullehrerin. Diese hatte, wie es üblich ist, einen Kreis von Kindern um sich, denen sie die biblischen Geschichten erzählte. Es war eine Mädchengruppe. Sie hatte große Freude an den Kindern und suchte sie möglichst aus dem Leben heraus zu unterrichten. Da hatte sie eine unangenehme Sache mit einem der Mädchen, mit einem, dem man die Herkunft aus armen Verhältnisse anmerkte. Ich will nicht die ganze Geschichte wiederholen. Genug: sie glaubte sich von dem Mädchen angelogen und tadelte es entrüstet deswegen; die Betreffende war vor allen andern vernichtet. Das Mädchen kam dann nicht mehr in die Sonntagschule; aber die Lehrerin war bald innerlich unsicher geworden über ihr eigenes Betragen dem Kinde gegenüber, und sie suchte es auf. Sie fand es nicht mehr und gewann nur einen nachträglichen Einblick in die traurigen Verhältnisse, in denen es gelebt. Sie fand das Kind nie mehr, bis — sie es wiederfand in allen Kindern, die in der Folgezeit unter ihre Hände kamen und in die sie nun besser hineinhorchen lernte. Sie vergaß das stille Kind nie; sie träumte davon, wie sie mit ihm in Freundschaft hätte verkehren wollen, und andere schöne Dinge. Es blieb ein Traum, der sich nie verwirklichte. Aber die unerfüllte Sehnsucht verhalf der Frau dazu, *etwas zu werden, was sie sonst nicht geworden wäre*. Mir scheint: Das Bewußtsein unfrer Schuld den Verlorenen gegenüber sollte, eben weil wir diese Schuld nicht ab-

tragen können, eine ähnliche Wirkung auf uns haben. Es sollte uns dazu veranlassen, daß wir suchten, allen Menschen, mit denen wir zu tun haben, mit jener großen Liebe zu begegnen, die Kraft und Hilfe werden kann auch im Letzten und Tiefsten, wenn es einmal von uns verlangt wird. Wir sind — Gott sei Lob und Dank! — noch nicht innerlich fertig, können es niemals sein! Sondern wir dürfen immer noch wachsen. Unser Denken kann immer noch weiter werden, unser Glaube immer noch stärker, unsere Liebe tiefer und unsere Hoffnung größer . . .

Christian Holzer.

Unter die Uebeltäter gerechnet.

Es ist ein Verhängnis, zu den Braven zu gehören. Jesus hält es nicht mit diesen, sondern mit den Uebeltätern. Er ist selber ein solcher in den Augen der Guten. Das ist wohl eine anstößige Behauptung. Und wir sollen das Anstößige vermeiden. Aber dann müssen wir die ganze Passion Christi vermeiden, ausschalten, gerade das, worin wir den Pulsschlag des Gotteslebens, des Gottestuns so deutlich spüren wie sonst nirgends. Die Passion ist von Anfang bis Ende anstößig. Immer mehr hebt sich in ihr der Uebeltäter Jesus vom Hintergrunde ab, bis er zuletzt zwischen zwei Mördern am Kreuze hängt. Es ist doch ausgeschlossen, daß man sich abwendet von dem, daß man mit List und Gewalt umgarnen will den, daß man einzig noch die Hinrichtung herbeizwingt für den, welchen man als Wohltäter betrachtet. Wir nehmen ganz bestimmt Jesu Leiden zu leicht, wir treiben damit, scharf besehen, nur ein sentimentales Spiel, wenn wir, die Braven, Rechtschaffenen, Geachteten, ihn hartnäckig immer den lieben, süßen Wohltäter nennen. Wir stoßen erst dann auf den harten Felsengrund der Wahrheit, wenn wir's als eine für alle Zeiten feststehende Tatsache nehmen: Er ist unter die Uebeltäter gerechnet!

Es ist gar nicht nötig, daß wir uns auf die Seite der Uebeltäter, der Verbrecher stellen. Wir wissen zu gut, daß in ihnen unheimliche Mächte am Werke sind, die Verneinung alles Guten, der Wille zum Durchbrechen jeder Ordnung, sie mag noch so gerecht sein. Es gibt Menschen, deren Lust im Zerstören, Verwüsten besteht. Wir können nicht daran denken, die verschiedenen Schutzvorrichtungen gegen sie, Polizei, Gericht, Strafvollzug, abzuschaffen. Wir mögen auch die vielen Gesetze, welche unser Zusammenleben regeln, nicht entbehren. Daß Lüge, Fälschung, Diebstahl, Raub, Brandstiftung, Mord verboten sind, finden wir in Ordnung. Wir glauben sogar fest, daß Gott dies verboten hat.

Aber das ist nötig, daß wir Jesus auf der Seite der Verbrecher sehen, also nicht auf unserer, sondern auf gegnerischer Seite, und zwar nicht etwa als unsern Abgeordneten, damit er ihnen unsere